

Nr. 144. Bromberg, den 3. September 1925.

Der Urlaub des Herrn van Zoomen.

Roman von Otto Berndt.

Copyright bei Carl Duncker-Verlag, Berlin.

(12. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Es war kurz vor 6 Uhr, als Maria Leczinska wieder vor ihrem Schreibtisch saß. Sie trug dasselbe einfache Alltagskleid wie immer, aber über ihrem Gesicht und ihrer Erscheinung lag die fieberhafte Erregung des Vormittags. Neben ihr saß im Frack Senator Hinrichsen, und etwas abseits, mit befangenem Gesicht, Generaldirektor Zöllner. Jetzt ertönte draußen die Klingel, und der Diener trat ein: „Kriminalkommissar Doktor Schlüter."

„Wir lassen bitten."

Der Kommissar verbeugte sich, begrüßte die beiden ihm bekannten Herren mit Handschlag und warf Maria Leczinska einen raschen, prüfenden Blick zu; auch er schien von ihrer Schönheit überrascht, während sie den berühmten Mann mit einem fast kindlichen Staunen der weitgeöffneten Augen anblickte.

Der Kommissar trat auf sie zu. „Ich habe sicher das Vergnügen, die treffliche Sekretärin Fräulein Maria Leczinska vor mir zu sehen?"

„Ich bin Maria Leczinska."

Der Kommissar lächelte weiter. „Sie haben zwar meinem Kollegen Hillebrecht gegenüber so klar ausgesagt, daß das Gericht Ihnen zu aufrichtigstem Dank verpflichtet ist, aber ich möchte doch noch einiges aus Ihrem eigenen Munde hören."

Maria hatte die unbefangene Fröhlichkeit wieder. „Bitte, Herr Doktor."

Der Kommissar stellte eine Reihe von Fragen. Durchaus nichts Neues, alles Dinge, die längst erörtert waren.

Der Senator sah ärgerlich und nervös nach der Uhr, denn es war nun halb sieben vorüber. Der Kommissar verstand seinen Blick, stand auf und sagte verbindlich lächelnd: „Ich danke ergebenst, ich bin nun vollkommen im Bilde."

Der Senator war noch ärgerlicher. Um solcher nichtigen Kleinigkeiten willen hielt Schlüter seine Braut am Verlobungstage so lange auf.

Der Kommissar aber sagte noch immer in seinem verbindlichen Ton: „Meine Herren, ich denke, der Fall ist jetzt vollkommen geklärt." Dann trat er mit raschen Schritten dicht vor Maria Leczinska und sagte fest und bestimmt: „Prinzessin Mariska Kalowrat, ich verhafte Sie im Namen des Gesetzes."

Der Senator und Zöllner sprangen auf, vor jähem Schreck erstarrt. Auch Maria war aufgesprungen, das seltsame Leuchten in ihren Augen, das den ganzen Tag in ihnen geglänzt, flackerte hell auf, und dann geschah etwas Unerwartetes. Einen Augenblick zuckte es um ihren Mund, dann aber lachte sie hell auf.

Der Senator atmete befreit auf. War es nicht lächerlich, was der Kommissar jetzt behauptete?

Dieser aber blieb unbeirrt: „Wollen Sie leugnen, daß Sie die Prinzessin Kolowrat sind?"

Wieder kam es ganz anders, als der Senator und Zöllner annahmen.

Maria war ganz ruhig, ihr Mund lächelte ein wenig spöttisch, sie machte vor Schlüter einen graziösen, sehr tiefen Hofknicks und sagte: „Ich werde mir niemals erlauben zu widersprechen, wenn ein so berühmter Herr, wie Kriminalkommissar Doktor Schlüter, etwas behauptet."

Der Senator schrie auf: „Sie sind die Prinzessin Kalowrat?"

Sie antwortete mit noch immer vergnügtem Gesicht: „Es würde durchaus keinen Zweck haben, dies zu leugnen, denn ich bin überzeugt, der Herr Doktor Schlüter wird nichts behaupten, was er nicht auch zu beweisen vermag."

Zöllner blieb stumm vor Schreck, aber der Senator vermochte sich nicht zu beherrschen.

„Maria, wie ist es möglich?"

Der Kommissar hob die Hand. „Ich bitte, meine Herren, die Verhandlung nicht zu unterbrechen. Sie geben also zu, den Namen Leczinska fälschlich angenommen zu haben und in der Tat Prinzessin Martska Kalowrat zu sein?"

Ihre heitere Ruhe wirkte beängstigend. „Gewiß, und wenn es Ihnen Vergnügen macht, hier sind meine Legitimationen für beide Personen."

Schlüter nahm die Papiere aus ihrer Hand und prüfte genau.

„Die Fälschung ist verblüffend."

Prinzessin Mariska schüttelte den Kopf.

„Durchaus keine Fälschung, beide sind echt."

„Wie wäre das möglich?"

„Ich überlasse es dem Scharfsinn des Herrn Kommissars, das zu ergründen, aber ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, beide Papiere sind echt."

„Sie geben zu, Spionin im Dienste der ungarischen Königspartei zu sein?"

„Jawohl."

„Wollen Sie Angaben über Ihre Mitschuldigen machen?"

„Nein."

„Es würde klüger und für Sie günstiger sein, wenn Sie es täten."

„Ich verweigere darüber die Aussage."

„Aber Sie geben wenigstens zu, in Gemeinschaft mit Herrn van Zoomen gehandelt zu haben?"

„Ich überlasse es dem Gericht und Ihnen, Herr Kommissar, sich darüber eine Ansicht zu bilden."

Zöllner bewunderte die Geduld Schlüters, während der Senator vollkommen gebrochen in einen Sessel gesunken war.

Schlüter fuhr fort: „Geben Sie zu, ein wichtiges Aktenstück aus der tschechoslowakischen Gesandtschaft gestohlen zu haben?"

„Jawohl."

„Wo ist dieses Aktenstück?"

„Ich will Ihnen nicht vorgreifen, Herr Doktor, das werden Sie sicher selbst ergründen."

Schlüter brach ab.

„Ich ersuche Sie also, mir ohne weitere Schwierigkeiten zu folgen. Ich hoffe nicht, daß Sie mich zwingen werden, irgendwelche Gewalt anzuwenden."

„Aber im Gegenteil, Herr Doktor, es ist mir ein großes Vergnügen, mit Ihnen zu gehen, ich habe mich ja schon den ganzen Tag darauf gefreut."

Der Senator konnte sich nicht mehr halten: „Sie — Sie haben sich gefreut?"

„Aber natürlich, Herr Senator, ich habe ja noch nie gesehen, wie es in einem Gefängnis aussieht. Das ist doch furchtbar interessant."

Schlüter unterbrach: „Ich bitte."

„Herr Kommissar, Sie werden mir gütigst gestatten, mich schnell umzukleiden. Ich hatte sowieso die Absicht,

dies hier zu tun, und habe meine Garderobe im Nebenzimmer. Sie sehen, es hat keine Tür und liegt zwei Treppen hoch. Gift habe ich auch nicht bei mir und hätte auch nicht die Absicht, es zu gebrauchen."

Schlüter sah nach der Uhr, nachdem er sich selbst von der Beschaffenheit des Zimmers überzeugt hatte.

„Ich gebe Ihnen zehn Minuten Zeit."

Die Prinzessin schloß die Tür hinter sich, die drei Herren blieben allein.

„Entsetzlich, entsetzlich."

Schlüter zuckte die Achseln.

„Ich war dieser Lösung breits sicher, als ich hierher kam."

Die Tür wurde geöffnet, und in ihr stand die Prinzessin. Sie trug ein Ballkleid aus roter Seide. Ihre zarten, schneeweißen Arme waren vollkommen nackt. Ihre jugendschöne Brust und ihr Nacken tief entblößt. Ihr Gesicht bleich, aber ihre schwarzen Augen von leuchtendem Feuer, in ihrer Miene ein Gemisch von Hochmut und Spott. Sie war überwältigend schön.

Schlüter runzelte die Stirn.

„In diesem Kostüm wollen Sie mit mir kommen?"

Sie nickte.

„Sie haben die Prinzessin Kalowrat verhaftet, also wünsche ich in einem einer Prinzessin würdigen Gewande zu erscheinen, und ein anderes hatte ich nicht zur Hand. Ich habe es mir von meiner Freundin Maria Leczinska geborgt. Diese hatte es allerdings zu einem anderen Zweck bestimmt, sie wollte heute abend ihre Verlobung mit Herrn Senator Hinrichsen feiern."

Der Kommissar warf dem Senator einen flüchtigen Blick zu, während dieser, überwältigt von ihrer Schönheit und niedergebrochen von der auf ihm lastenden Schande, stammelte: „Warum haben Sie mir das getan?"

Sie sah ihn kalt an.

„Ich wüßte nicht, daß ich Ihnen etwas getan hätte, Herr Senator! Ich bin die Prinzessin Mariska Kalowrat und fühle mich in keiner Weise verantwortlich für Handlungen der Sekretärin Maria Leczinska. Ich wüßte nicht, daß Sie sich mit der Prinzessin Kalowrat verlobt haben, und glaube kaum, daß diese gesonnen gewesen wäre, eine derartige Mesalliance einzugehen. Sie dürfen mir meinen Pelz umlegen. Sie wollen nicht? — Auch gut, ich werde mich selbst bedienen. Kommen Sie, Herr Kommissar, ich denke, eine derartige Verhaftung wird auch Ihnen neu sein."

Sie tat einen Schritt auf die Tür zu, aber Schlüter hielt sie auf.

„Nehmen Sie das andere Kleid mit, Sie können unmöglich im Gefängnis —"

Sie lächelte wieder abwehrend.

„Ich bedaure, dies Kleid gehört meiner Freundin Maria Leczinska, wenn ich Ihnen so nicht gefalle, so mag der hochlöbliche Staat mir etwas anderes geben, es muß sehr interessant sein, einmal Gefängniskleidung zu tragen."

„Kommen Sie. Sie werden sehen, daß Ihr Betragen nicht ohne Folgen bleibt."

Beide verließen das Zimmer, wenige Augenblicke später rollte das Auto mit ihnen dem Polizeigefängnis entgegen.

In der geöffneten Tür des Nebenzimmers hatte während der letzten Minuten Prokurist Schottmeier gestanden, er war Zeuge der Szene geworden und schlotterte vor Entsetzen. Jetzt winkte er dem Generaldirektor Zöllner, während der Senator vollständig apathisch in seinem Stuhl saß. Zöllner warf einen langen ernsten Blick auf den Senator, ging mit dem Prokuristen hinaus und schloß hinter sich die Tür. Jedes Wort der Teilnahme wäre hier ein Unding gewesen. Auf dem alten Herrn lastete nicht nur der Betrug, sondern die persönliche Blamage. Schottmeier lallte fast: „Das ist ja unfaßbar."

Zöllner nickte: „Das ist es auch mir, aber Sie halten ein Telegramm in der Hand, etwas Wichtiges?"

Der Prokurist vermochte sich kaum zu sammeln.

„Von Bamberger, Gordon & Co."

Zöllner las, wenn auch mit halbverschleierten Augen: „Erwarten Zahlung bis Dienstag früh. Sonst Lokomotivverkauf rückgängig, weiterer Aufschub unmöglich."

Zöllner sah den Prokuristen an. „Dienstag früh müssen wir der Tschechoslowakei die Lokomotiven liefern. Das ist der Bankerott, und doch können wir das heute dem Senator nicht sagen, ich werde morgen früh in seine Wohnung gehen."

Er nahm Hut und Mantel und schritt auf die Straße hinaus. Sein Herz war schwer. Einer Verbrecherin hatte er seine Stellung zu verdanken, und diese Verbrecherin hatte er geliebt. —

Als letzter verließ Prokurist Schottmeier das Gebäude der Gesellschaft. Ein müder Greis, um dessen bebende Glieder der kostbare Pelz schlotterte, war an ihm vorübergeschlichen, ohne ihn zu sehen: der vor wenigen Stunden so jugendfrohe Senator. Nun folgte ihm, gleichfalls von Sorgen gebeugt, der alte Prokurist. —

Zu derselben Zeit aber bestieg Ihre Durchlaucht Prinzessin Mariska Kalowrat zwischen dem Kommissar Schlüter und einm Kriminaioberwachtmeister als Verhaftete den Schnellzug nach Berlin.

Achtes Kapitel.

Doktor Schlüter betrat das Untersuchungsgefängnis und begehrte die Prinzessin Kalowrat zu sehen. Der Schließer schüttelte den Kopf.

„Wissen Sie, Herr Kommissar, ich habe ja schon so manchen sonderbaren Heiligen hier in meinem Hotel gehabt, aber diese Prinzessin —"

„Was ist mit ihr?"

„Das werden Sie sehen! Wie ich so gehört habe, hat sie doch ein recht tüchtiges Päcklein auf ihrem Rücken, dabei ist sie immer vergnügt, lacht über das ganze Gesicht bei allem, was auch geschieht, und singt vor sich hin, als sei hier alles ein ungeheurer Witz und Spaß! Gleich zwei Stunden nach ihrer Einlieferung kam der Graf Moroly. Allerdings sehen wollte er sie nicht, aber er hat eine Summe Geld deponiert und ihr einen Koffer mit Sachen gebracht. Sie wissen ja, bei ihrer Verhaftung kam sie halbnackt in tiefausgeschnittenem Ballkleid. Also, die Schließerin bringt ihr den Koffer, da lacht sie vergnügt: „Das ziehe ich nicht an. Gefällt Ihnen mein Kleid nicht, kann ich verlangen, daß man mir Gefängniskleidung liefert." Wahrhaftig, sie hat einen ganzen Koffer voll Sachen und zieht statt dessen lieber ein gestreiftes, altes Gefängniskleid an! Dann sagen wir ihr, daß sie das Recht habe, sich selbst zu beköstigen. Wieder will sie nicht und besteht darauf, Gefängniskost zu bekommen. Aber nicht etwa, daß sie zerknirscht wäre oder reuevoll — sie lacht nur immer! Gestern abend kommt der Rechtsanwalt Doktor Sartori, den ihr der Graf geschickt hat — sie verweigert ihn zu sehen und lacht mich an: „Wenn der gute Mann mich verteidigen will, soll er selbst sehen, wie er es anstellt. Mir beliebt es nicht, ihm zu helfen!" Dabei machte sie eine Bewegung, wie eine Königin im Theater."

Schlüter ließ sich die Zelle öffnen; er hatte einen seltsamen Anblick: Prinzessin Mariska saß in ihrem grauweißen Gefängniskleid, in dem sie übrigens auch wieder reizend aussah, mit aufgelöstem, in langen natürlichen Locken über die Schultern fallendem Haar. So saß sie auf dem Schemel und hatte in der Hand den Gefängnislöffel und aß, über das ganze, unglaublich vergnügte Gesicht lachend, und anscheinend mit großem Appetit ein suppenartiges Gericht aus einer Blechschüssel und dazu trockenes dunkles Brot. Sie lachte ihn an, wie sie auch bei der ganzen folgenden Unterredung nicht ein einziges Mal ernst wurde.

„Guten Tag, Herr Doktor! Bitte, nehmen Sie auf dem Sofa Platz." Sie wies auf die Schlafpritsche. „Leider kann ich Ihnen nichts anbieten, aber es hat mir vorzüglich geschmeckt."

Schlüter war sehr ernst und überhörte ihre Worte. „Prinzessin, wir müssen ein sehr vernünftiges Wort miteinander reden."

„Muß das wirklich sein?"

„Warum haben Sie diesen ganzen Schwindel in die Welt gesetzt!"

„Welchen Schwindel?" Sie tat vollkommen ahnungslos.

Schlüter machte eine ungeduldige Bewegung. „Sie bestehen also noch immer darauf, daß alles, was gestern zu Protokoll genommen wurde, wahr ist?"

„Glauben Sie nicht?"

„Sie haben also das Aktenstück in der tschechoslowakischen Botschaft gestohlen?"

„Warum nicht?"

Das ewige vergnügte Lachen machte Schlüter nervös.

„Ich muß Sie bitten, zu antworten und keine Gegenfragen zu stellen, und zudem muß ich Sie dringend bitten, ernst zu sein."

Sie machte einen entzückenden Schmollmund. „Warum brüllen Sie mich an? Ich bin doch so artig und gebe alles zu, was Sie nur wollen."

„Das sollen Sie eben nicht."

„Ihnen ist lieber, wenn ich leugne?"

„Die Wahrheit sollen Sie sagen. Ist es wahr, daß Sie das Aktenstück in der tschechoslowakischen Botschaft gestohlen haben?"

„Das haben mir doch die Herren gestern bewiesen. Ich darf doch nicht den Herrn Landgerichtsrat einer Lüge bezichtigen."

„Und wenn ich Ihnen nun sage, daß das Aktenstück gestern abend unter einem Schrank im Zimmer des Sekretärs gefunden wurde?"

Jetzt lachte sie ganz hell auf.

„Ach nein!"

„Das haben Sie natürlich dorthin gelegt."

„So?"

„Wollen Sie das leugnen?"

„Ich werde nie etwas leugnen, was Sie doch wissen."

„Warum machen Sie mir meine Arbeit so schwer?"

„Ist Ihre Arbeit leichter, wenn der Verdächtige leugnet? Das ist ja sehr interessant."

Schlüter mußte seine ganze Beherrschung zusammennehmen; da lachte sie wieder auf.

„Schmutzfinken sind sie doch auf der Gesandtschaft. Vor vier Tagen habe ich die Akten unter den Schrank geworfen, und jetzt sehen sie erst nach."

Schlüter nickte.

„Na, also! Und nun seien Sie vernünftig. Warum haben Sie das getan?"

„War das nicht furchtbar nett? Haben Sie sich nicht alle die Köpfe zerbrochen? Was glauben Sie, was das den Zeitungen für Spaß gemacht hat."

Schlüter sagte sehr vorwurfsvoll: „Und der Kummer Ihres Vaters?"

(Fortsetzung folgt.)

Bilderbuch ohne Bilder.

Von Hans Christian Andersen.

(Fortsetzung.)

Neunzehnter Abend.

„Mein Blick fiel auf ein großes Theater", sagte der Mond. „Die Zuschauer füllten den Saal bis auf den letzten Platz, denn ein neuer Schauspieler trat zum ersten Male auf. Ein Strahl von mir huschte über ein kleines Fenster in der Mauer. Da sah ich, gegen die Scheiben gepreßt, ein geschminktes Antlitz: es gehörte dem, der der Held des Abends war. Ein ritterlicher Bart umwallte sein Kinn, doch in den Augen des Mannes standen Tränen. Man hatte ihn ausgepfiffen! Ja, ausgepfiffen, und das nicht ohne Grund. Denn — er war ganz talentlos. Die Talentlosigkeit hat aber im Reich der Kunst nichts zu suchen. Er hatte viel Gefühl und liebte die Kunst mit Hingebung. Die Kunst aber liebte ihn nicht wieder . . .

Klingelingeling! Das Zeichen des Inspizienten. „Der Held tritt auf mit festen, sicheren Schritten" — so lautete die Regiebemerkung. Er! Mit festen Schritten vor ein Publikum, das ihn soeben verhöhnt hatte! . . . Als das Stück zu Ende war, sah ich eine in einen Mantel gehüllte Gestalt die Bühnentreppe hinabwanken. Statisten und Arbeiter tuschelten sich Witze zu, als der arme Sünder an ihnen vorbeischritt. Er war ganz vernichtet. Ich begleitete ihn, begierig, was er nun machen würde, in seine dürftige Kammer. Sollte er sich erhängen? Ein unschöner Tod! Gift? Woher es nehmen? Ich weiß, daß er an beides dachte. Er betrachtete sein wachsbleiches Gesicht prüfend im Spiegel, wobei er die Augen zukniff, um festzustellen, ob ihm der Tod gut stehen würde. Ja — der Mensch kann so unglücklich sein, wie er will, eitel bleibt er immer. Mein tragischer Held also dachte an Sterben und Selbstmord, dann fing er an bitterlich zu weinen, und die Tränen spülten den letzten Rest von Mut hinweg. Die Sache ist übrigens schon lange her. Vielleicht schon ein Jahr. Na, und indessen wurde natürlich weiter Komödie gespielt, allerdings bei einer Schmiere, aber ganz sein lassen konnte er es doch nicht. Ich sah ihn wieder: sehr geschminkt, ums Kinn den gekräuselten Heldenbart, ganz so, wie er damals ausgesehen hatte. Und wieder starrte er, wie damals, zu mir herauf, lächelnd, obwohl er vor einer Minute erst ausgezischt worden war. Wieder ausgezischt! Und diesmal auf einer Schmierenbühne von einem erbärmlichen Publikum! . . .

Heute abend rollte ein armseliger Leichenwagen zum Stadttor hinaus. Niemand folgte ihm, denn in dem Sarg lag ein Selbstmörder. Wer, glaubst du, war es? Natürlich unser geschminkter, ausgezischter Held mit dem stolzen Kräuselbart. Der Kutscher auf dem Bock war sein einziger Weggenosse, und der Mond sein einziger Begleiter. Denn mir tat der arme Kerl sehr leid. In einem Winkel an der Friedhofsmauer beerdigte man ihn. Bald werden Disteln auf seinem Grabe blühen, und der Totengräber wird das Unkraut von fremden Gräbern auf diesen Hügel werfen."

(Fortsetzung folgt.)

Der Dichter als Polizeidirektor.

Von J. Adams-Köln.

Dichter pflegen Lieblinge der Götter genannt zu werden, nur kümmern die Götter sich meist sehr wenig um ihre Lieblinge. Die müssen daher selbst zusehen, wie sie auf dieser besten aller Welten auskommen. Das ist nicht immer leicht, da nicht nur der Geist, sondern auch der Körper der Nahrung bedarf. Was nützt der herrlichste Geistesblitz, den man nicht in eine gangbare Münze umzuwandeln versteht? Wichtiger als selbst das Lächeln der Musen ist darum auch für den Dichter das Lächeln des launischen Zufalls!

Von solch einem Lächeln Fortunas möchte ich heute erzählen. Zu Anfang des 19. Jahrhunderts lebte in Frankreich ein junger Poet, Dubois war sein Name. Da er aber nicht, wie dieser besagte, aus Holz, sondern aus einer weit anspruchsvolleren Materie bestand, so benötigte er außer der geistigen Inspiration noch weit realere Dinge, und dazu gehört natürlich auch das leidige Geld. Nun ist bekanntlich Dichten alles andere als eine lukrative Beschäftigung, darum gab's auch in seinem Dachstübchen nur wenig zu nagen und zu beißen!

Eines Tages fügte es der Zufall, daß er eine Ode an Napoleons Lieblingsschwester dichtete, die wunderschöne Pauline Borghese. Und da besagter Zufall einmal am Werk, so sorgte er, daß dieses Poem vor die Augen der Prinzessin kam, durch Vermittlung einer Kammerfrau, die eine entfernte Verwandte des Dichters war. Diese benutzte geschickt einen jener Momente, wo schöne Frauen besonders gut gelaunt sind. Als nach beendeter Toilette die reizende Pauline ihren Blick wohlgefällig auf ihrem Spiegelbild ruhen ließ, las ihr die Kammerfrau die Epistel ihres armen Vetters vor. Pauline achtete immer mehr auf den immer wiederkehrenden Reim —„Pauline"—„divine" (göttlich) und der fiel ihr gar angenehm in die kleinen rosigen Ohren.

„Aber das ist ja ein Genie!" rief sie begeistert aus, „wo ist er?" —„Im Vorzimmer," erklärte die entfernte Verwandte. Im nächsten Augenblick stand der unbekannte Liebling der Götter vor seinem Schicksal. „Was kann ich für Sie tun?" lächelte Hoheit huldvoll. „O Madame," stammelte der verwirrte Dichter, „vielleicht eine kleine Empfehlung, jede Anstellung wäre mir ja recht!" Da wandte sich Pauline lachend an ihre Kammerfrau: „Probieren wir es einmal mit Fouché (dem allgewaltigen Polizeiminister Napoleons); gestern noch beschwerte er sich, daß ich ihn niemals um etwas bäte. Gut, stellen wir diesen Herrn einmal auf die Probe!"

Da verfaßte die wohlgelaunte Prinzessin ein geradezu begeistertes Loblied auf ihren Dichter, den sie in alle Himmel hineinhob! Dringend empfahl sie ihn Fouché und übergab diese Epistel dem beglückten Musensohn mit der Weisung, sich damit unverzüglich zu dem Gewaltigen selbst zu begeben. Was aber für eine Prinzessin eine Kleinigkeit, ist für einen Dichter Unmöglichkeit! Auch Dubois mußte sein Empfehlungsschreiben fremden Händen anvertrauen. Doch seine Bittschrift mit der Handschrift der hohen Dame erweckte Fouchés Neugier, er las sie und befahl am nächsten Morgen seiner Wache, ihn zu begleiten. Alle erstaunten, als sein Befehl sie nach einer elenden Straße des berüchtigten Hallenviertels führte.

Fouché's findigem Polizeigeist gelang es endlich, den Dichter zu entdecken, der, als er von seinem Dachfenster aus die Polizei gewahrte, vor Schreck wieder in sein Bett kroch. Doch es half ihm nichts, er hatte nicht mit der Energie eines Fouché gerechnet; der kletterte die steilen Treppen empor, nicht ohne auf die Launen schöner Prinzessinnen zu schimpfen. Ehe es sich der überraschte Dichter versah, saß er neben Seiner Exzellenz im Wagen.

Beim Diner im Ministerium, zwischen einem Salmi von Enten und einem Kotelett à la Soubise, nachdem der schwere Wein ihm die Zunge gelöst, erklärte der Dichter seine Bereitwilligkeit für jeden guten Posten. Einen Augenblick überlegte Fouché, dann fragte er: „Gingen Sie vielleicht auch nach Elba?"— „Für Euer Exzellenz bis ans Ende der Welt!" rief Dubois begeistert. Nach einer Stunde hielt er seine Ernennung zum Polizeidirektor der Insel in Händen — der nächste Tag fand ihn schon in Elba, wo er sich nach Porto-Ferraio einschiffte!

Fortuna lächelte ihm noch ein Weilchen, just solange, bis er sein Schäfchen ins Trockene gebracht. Und das kam so: Gerade als er in Elba anlangte, bewarben sich dort zwei Konkurrenten um das Recht der Ausbeutung der Eisenminen der Insel. In dem äußerst hartnäckigen Streit, der nun ent

brannte, verstand er so geschickt den Vermittler zu spielen, daß ihm diese Bemühungen 300 000 Franken einbrachten, die er, da er anscheinend ein größeres kaufmännisches, als Dichtertalent besaß, in sicheren Staatsrenten anlegte. Wie gut er daran getan, sollte sich nur zu bald zeigen.

Als nämlich Fouché sich eines Tages nach Dubois bei der Prinzessin erkundigte, sah sie ihn ganz erstaunt an. „Dubois — den aber kenne ich ja gar nicht.“ Fouché erinnerte sie an ihre Empfehlung und erzählte, daß er ihn zum Polizeidirektor von Elba ernannt habe. Da bekam die schöne Pauline einen Lachanfall und rief übermütig: „Aber, Fouché, er ist ja der Vetter meiner Kammerfrau!“ Fouché fand dieses Lachen der schönen Frau diesmal gar nicht nach seinem Geschmack, da es auf seine Kosten ging. Doch er machte gute Miene zum bösen Spiel.

Die Folge aber war, daß Dubois mit der gleichen Schnelligkeit, mit der er seinerzeit ernannt, nun wieder abberufen ward. Wohl konnte man ihm seine Stellung nehmen, was ihm aber blieb, war die sicher angelegte Staatsrente. Mit der führte der Liebling der Götter im fröhlichen Paris ein heiteres Leben im Kreise seiner zahlreichen Freunde.

Eine Ode von der gleichen durchschlagenden Wirkung, wie die an die „göttliche Pauline“ gerichtete, soll ihm aber nie wieder gelungen sein.

Der vergessene Briefkasten.

(Nachdruck verboten.)

Des Menschen Schicksal liegt nicht immer in seiner Hand. Manchmal haben auch andere ein Wort mitzureden, nicht nur andere Menschen, auch andere Dinge und Umstände spielen mit, oft ganz lächerliche Kleinigkeiten. So auch bei der Geschichte von dem vergessenen Briefkasten, die nicht erfunden, sondern tatsächlich passiert ist.

In Stroot in der Grafschaft Kent in England lebte im Jahre 1884 ein junger hübscher Sergeant, der mit einem entzückenden Mädchen verlobt war. Beide liebten sich sehr, nur der Bräutigam war etwas eigenwillig, so daß es hin und wieder zu allerdings harmlosen Auseinandersetzungen kam. Nun wollte der Sergeant gern nach Indien und hatte schon den Antrag gestellt, ihn zur dortigen Armee zu versetzen, aber die Eltern der Braut sagten nein. Sie waren alte Leute und hatten nur das eine Kind. Das sollte ihnen nun für immer davongehen? Denn Indien ist weit, und wer weiß, ob man von dort jemals wiederkehrt. Das Mädchen liebte aber den Sergeanten so, daß es ihm folgen und Eltern samt Heimat im Stich lassen wollte.

Es bedurfte nur noch eines letzten Anstoßes. Zwischen den Eltern und ihm hatte es eine große Auseinandersetzung gegeben, die damit endete, daß er das Haus auf immer verließ. An der Tür versprach er ihr zu schreiben, wann das Schiff gehe, mit dem er hinüberfahre, und dann wollte er sie mitnehmen. Und das Mädchen wartete auf den Brief Wochen und Monate, aber er kam nicht; das Schiff stach in See, mit dem Sergeanten, ohne sie. Die Eltern lachten: Siehst du, er hat es gar nicht ernst gemeint! Und sie glaubte es schließlich und heiratete, um nicht sitzen zu bleiben, einen anderen und ist auch glücklich geworden. Vierzig Jahre aber fragte sie sich im stillen: Warum hat er nicht geschrieben?

Das Rätsel ist gelöst: er hatte geschrieben!

Bei Aufräumungsarbeiten fand man an einer Mauer einen in einer Nische hängenden, von Efeu völlig überwachsenen Briefkasten, der vier Jahrzehnte hier vergessen worden war. In seinem Innern befand sich der Brief des Sergeanten mit genauer Angabe des Schiffes und der Bitte, pünktlich zu sein. Und genau so wie sie hat auch er gewartet, vergebens, hat auch er geheiratet, hat auch er sich vierzig Jahre gefragt: Warum ist sie nicht gekommen?

In dem Kasten befanden sich jedoch auch noch andere Briefe, sogar solche mit Schecks, Liebesbriefe, Mahnungen, Drucksachen und was sich so in einem solchen Briefkasten anzusammeln pflegt. Zum Teil leben die Adressanten noch, so daß ihnen jetzt die Post zugestellt werden konnte. Den Sergeanten aber und seine Braut hat der vergessene Briefkasten für immer auseinandergerissen. Wer weiß, was aus den beiden geworden wäre, wenn der Postbote an dem fraglichen Tage noch einmal den Kasten geleert hätte?



Bunte Chronik



* **Die gesungene Warnung.** Bei einem Gastspiel eines italienischen Opernensembles in Petersburg geschah es einmal, daß dem Darsteller des St. Brie im vierten Akt der „Hugenotten“ das Trikot platzte. Als der Darsteller des Grafen Newers ihm die berühmten Vorwürfe wegen der negativen Makellosigkeit seiner Tochter ins Gesicht zu schleudern hatte, sang er in italienischer Sprache anstatt des pathetischen Originaltextes: „Dreh dich nicht um, dein Trikot ist geplatzt!“ — Der italienische Botschafter, der der Aufführung beiwohnte und als einziger im ganzen Hause die italienisch gesungenen Worte verstand, konnte sich nicht beherrschen und lachte laut auf, worüber das Publikum nicht wenig erstaunt und entrüstet war.

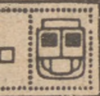
* **Das seltsamste Hotel der Welt** befindet sich ohne Zweifel in Kalifornien, an der Straße, die von Santa Cruz nach San José führt. Kalifornien besitzt bekanntlich die größten Bäume der Erde, die riesenhaften Mammutbäume. Diese verstand ein schlauer Yankee trefflich für seine Zwecke auszunützen, indem er eine Gruppe dieser Bäume in ein Gasthaus umwandelte, das ihm weder Baukosten noch Mietzins verursachte. Der hohle Stamm eines solchen alten Baumkolosses, dessen Umfang nahezu 22 Meter beträgt, ist zur Gaststube eingerichtet. Ebenso dient der ihn umgebende kleine, mit dichten Schlinggewächsen überwucherte Garten als Speisezimmer. Eine Anzahl anderer gleichfalls hohler Bäume derselben Art, aber in geringerem Umfange, die in der Nähe stehen, sind zu Schlafräumen eingerichtet, mit Betten, Spiegeln, Waschtischen und allem Komfort, den man in guten Hotels zu finden gewöhnt ist, während ein etwas abseits stehender Baum als Aufenthalt für das Personal des originellen Gasthofs dient.

* **Der weibliche Rechtsanwalt in Hosen.** Vor dem Gerichtshof in Le Mans erschien ein weiblicher Rechtsanwalt in kurzen Haaren und Sporthosen, um vor Gericht einen Klienten zu verteidigen. Bei Eröffnung der Sitzung erklärte der Gerichtsvorsitzende, die Dame in diesem Aufzuge nicht zulassen zu können, und es entwickelte sich ein stundenlanger juristischer Disput darüber, ob die Ablehnung des Gerichts-Vorsitzenden zu Recht erfolge. Die Sache endete schließlich vor einem Pariser Appellationsgericht, das jetzt entschied, daß an einer etwas männlichen Kleidung eines weiblichen Rechtsanwaltes nichts auszusetzen sei, was die Würde des Gerichtes bedrohe.

* **Die Sorgen des amerikanischen Ackerbauministers.** In Amerika scheint man wirklich nicht viel zu tun zu haben. Da hat sich doch der Ackerbauminister mit einer Anzahl von Gelehrten hingesetzt, um auszuknobeln, ob es eine Hunderasse gebe, auf der sich keine Flöhe halten! Nach längeren Versuchen (von mehreren Jahren) gelang es endlich, eine Bulldoggenart zu züchten, auf der keine Flohrasse existieren kann. Der Ackerbauminister soll darob überglücklich sein, doch arbeitet er mit seinen Gelehrten weiter, er will nämlich noch herausbekommen, warum sich auf dieser Art von Bulldoggen keine Flöhe halten können. Ja, so ein amerikanischer Ackerbauminister hat seine Sorgen.



Lustige Rundschau



* **Der pünktliche Geist.** „Die Umstände sind nicht günstig,“ erklärte das Traummedium. „Ich kann keine Verbindung mit Ihrem verstorbenen Manne herstellen.“ — „Das wundert mich gar nicht,“ entgegnete die Witwe. „Es ist erst 9 Uhr und er erschien nie vor 2 Uhr morgens.“

* **Anpreisung.** Heiratskandidat (bei einem Vermittler): „Haben Sie wieder etwas Neues auf dem Lager, Herr Kupelmeyer?“ — Vermittler: „Gewiß, besonders für Sie passend: Eine vierstöckige Hausbesitzertochter, eine zwölfspännige Fuhrwerksbesitzerin und eine gepolsterte Möbelfabrikbesitzerin.“ —

* **Sie kommt mal wieder.** In der Buchhandlung erschien ein Fräulein und fragte nach den Werken von Gerhart Hauptmann in der Reclam-Ausgabe. „Die gibt es noch nicht,“ sagte der Buchhändler, „diese Autoren erscheinen in der billigen Ausgabe erst, wenn sie dreißig Jahre tot sind.“ Das Fräulein wendete sich zum Gehen: „Danke schön, dann komme ich noch mal wieder.“

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.